

Datum: Juni 1999

Titel: Der Mensch und seine Beziehungswelten - Alles Erleben und Handeln ist relational

Veranstaltung: Goldegger Gesundheitstage

Von Univ. Prof. Dr. Thomas A. Bauer

---

Nichts, was der Mensch lebt, erlebt, denkt oder handelt, steht für sich. Alles hat seine Herkunft und alles hat oder sucht sich eine Richtung und ein Ziel. So existiert der Mensch in einer Umwelt, die ihm sozial, natürlich oder symbolisch vermittelt wird bzw. die für ihn soziale, natürliche oder symbolische Bedeutung hat. Weil alles Leben relational, also beziehungsbestimmt ist, ist es notwendig und wichtig, sich über den Charakter dieser Beziehungen Gedanken zu machen und danach zu suchen, wie man in die Formung solcher Beziehungen eingreifen kann, um sie so zu gestalten, daß sie dem Leben, Denken und Handeln Existenzwert geben. Alles, was wir leben, und alles, von dem wir leben erleben wir im Fluidum von Beziehungen. Wo dieses Fluidum verschmutzt oder zersetzt, dort ist auch das Leben bedroht. Dem habe ich im Grunde nicht mehr viel hinzuzufügen. Außer, daß noch darüber zu reden wäre, was denn Beziehungen sind und was das Prinzip ihrer Gesundheit ausmacht.

Ich möchte mit Ihnen darüber nachdenken und reflektieren, was denn diesen Stoff tatsächlich ausmacht, was denn Beziehungen eigentlich sind. Es wäre einfacher, hätte ich mir ein akademisches Thema gestellt, etwa: "Beziehungen unter dem Gesichtspunkt problematischer Familienverhältnisse" o.ä. Das wäre wahrscheinlich leichter, denn da könnte man auf wissenschaftlich empirische Daten zurückgreifen, könnte die Allgemeingültigkeit dieser Daten darstellen und jeder von uns könnte sich darin möglicherweise wiedererkennen oder sich distanzieren.

Es wäre nicht fair, über Beziehungen zu sprechen, wenn man nicht voraussetzend deutlich machen würde, dass man selbst ein Teil dieser Beziehungen ist, über die man spricht. Selbst, wenn man es noch so wissenschaftlich machen würde. Im Sinne dieser Redlichkeit hat in der letzten Zeit in der Wissenschaftstheorie das Postulat Einzug gehalten, dass Wissenschaftler von dem, worüber sie reden, sich nicht in der Masse distanzieren sollten und könnten, wie sie es immer wieder tun. Sie sind ein Teil dessen, was sie beobachten, weil sie mitentscheiden, was sie beobachten. Und das, was sie referieren, beobachten und darstellen, ist ja nicht nur das Gerede über die Wirklichkeit, sondern es ist der Wirklichkeitszusammenhang und die Wirklichkeitskonstruktion, die sie beschaffen und einbringen in den Diskurs, um so die Diskurse über verschiedene Themen um entscheidende Perspektiven zu erweitern. So halte ich es für ein sehr schönes Zeichen der Sensibilität der Veranstalter dieser Goldegger Dialoge, das Thema Beziehungen gewählt zu haben, weil offensichtlich ist dass wir im Grunde Tag ein und Tag aus, man müsste auch sagen: Nacht ein und Nacht aus, von nichts anderem reden und denken als von Beziehungen. Offenbar dreht sich der gesellschaftliche Diskurs in diesem Thema im Kreis.

Dabei entsteht, glaube ich, die Gefahr, das Thema der Beziehungen des Menschen zu seiner sozialen, natürlichen oder symbolischen Umwelt zunehmend (verhaltens-)technisch abzuhandeln und bewältigen zu wollen. Die Ratgeber-Literatur in Magazinen und auf dem Buchsektor ist voll davon. Das wording für das, was wir mit dem Begriff Beziehung einfangen und ausdrücken wollen, ist leider viel zu kalt und viel zu technisch. "Beziehung" ist ein unerhört allgemeiner, technischer Begriff und macht gar nicht deutlich, dass es um etwas sehr Sensitives,

Persönliches und zutiefst Menschliches geht. Weil aber der Großteil der Themen, die uns beschäftigen, und der Großteil der Erfahrungen, die wir machen, relational sind, gebrauchen wir den Begriff der Beziehungen öfter als wir in der Lage sind nachzuempfinden, was wir mit ihm sagen. Er wurde so zu einer Krücke für viele nicht mehr zu Ende gedachte Zusammenhänge. Er wurde zu einem Bindewort, das vorgibt, Teile und Fragmente in ein Ganzes zu fassen.

So ist auch alles, was ich hier einbringen kann, nur ein Versuch eine Reihe von Fragmenten zusammenzuführen und durch die *Art, wie wir darüber reden*, den Zusammenhang schaffen. Ich hoffe, dass dieser Zusammenhang sich in ihren Köpfen dann auch bildet und gestaltet.

Der allgegenwärtige, vor allem in den Medien überaus trivialisierte Beziehungsdiskurs macht die Notwendigkeit sichtbar, über Beziehungen mit Bedacht und Verantwortung zu reden. Es ist gut, den Beziehungsdiskurs im Rahmen der Goldegger Dialoge zu führen. Noch schöner wäre es, und ich hoffe, dass wir dort hinkommen, vom Beziehungsdiskurs zu einem Beziehungsdialog zu kommen. Diese Unterscheidung ist wichtig, wenn – und gerade weil – wir von Beziehungen und Kommunikation sprechen.

Die Unterscheidung stammt von Vilém Flusser, der sehr schön herausgearbeitet hat, dass Diskurse Gesprächsformen sind, die in Organisationen, Institutionen, in eher auf Zwang und Kontrolle orientierten Zusammenhängen geführt werden, damit Informationen, die ausgetauscht, auch kontrolliert werden können. Diskurse bringen nicht neue Erkenntnisse, sondern verteilen Erkenntnisse. Daher sind Diskurse besonders beliebt in institutionellen Gesprächszusammenhängen, sei es in der Politik, sei es in der Kirche, sei im Bildungsbereich. Der Dialog ist etwas anderes. Im Dialog ist der Widerspruch ein wesentliches Moment. Spruch und Widerspruch, Sprache und Gegensprache ergeben erst das Ge-Spräch. Gerade durch diese Gegen-Sprache bekommt der Spruch erst seine Legitimation. Durch den Widerspruch ist der Spruch erst berechtigt, sich als Spruch darzustellen und sich als Spruch auszugeben. Dort werden neue Erkenntnisse sichtbar und gewonnen. – Und das muss doch der Wert jeder Kommunikation – auch über Beziehung – sein, dass wir miteinander erfahren können, dass wir über Beziehungen auch andere Empfindungen, andere “In-Findungen”, andere Informationen entdecken, als die, die wir bisher gewohnt sind. Daher will ich mich bemühen in Definitionen herausarbeiten, worum es geht, wenn wir über Beziehungen sprechen. Ich habe nicht umsonst diesen Titel gewählt: “Die Spuren von dir zu mir – Zustände und Notstände zwischen uns”. Ich wollte damit einen Beitrag zur Klärung unserer Befindlichkeit schaffen. Ich wollte uns einander helfen zu erfahren: Wo stehen wir im Thema Beziehung? Wo sind wir angekommen? Wo wollen wir hin?

Wir brauchen eine Ortsbestimmung, um zu wissen, von wo aus wir handeln und was zu erreichen wir beabsichtigen können. Beziehungen sind die Weg- und Strassenverbindungen in der Landschaftskarte der sozialen und geistigen Niederlassungen, die wir im Laufe unseres Lebens etabliert haben, oder jener sozialen und geistigen Bleiben, die wir noch schaffen möchten. Sie kennzeichnen aber auch jene Stellen, bzw. den Weg *zu* jenen Stellen, in die zu kommen wir uns eingeladen - manchmal auch gezwungen - fühlen. In diesem Sinne sind Beziehungen also Modelle sozialer Ortsbestimmung. Sie sind allgegenwärtig. Sie sind der Stoff, durch den wir mit unserer Außenwelt verbunden sind. Durch sie erfahren wir, wie es uns geht. Durch sie erfahren wir, was andere für uns bedeuten, und durch sie versuchen wir, zu unserer Umwelt ein Verhältnis herzustellen.

Wenn man “Beziehungen” so definiert, dann kommt man auf eine andere Spur der Beschreibung und der Analyse. Nämlich jener Spur, in der sich die Frage stellt: Was ist Identität? Wer bin ich? Oder: Was ist meine Identität und wie definiere ich meine Identitätserfahrung. Wie

entsteht sie? Wer ist der andere? Und was hat der/oder das andere (wenn wir von Beziehung etwa auch zur Umwelt sprechen) mit mir zu tun? Ich denke, da ist ein erster wichtiger Gedanke da: Durch die Thematisierung von Beziehung zwischen Menschen, zwischen Menschen und ihren Themen, zwischen Menschen und ihrer Umwelt wird deutlich, dass alles immer nur ein Fragment der Wirklichkeit ist. Noch richtiger: nur ein Fragment der Wirklichkeitsbeobachtung.

Wenn wir hier zusammen sind und über Beziehungen reden, dann reden wir nicht über Beziehungen, sondern nur über unsere – mehr oder minder auch reflektierte - Beobachtungen von Beziehungen. Wir versuchen in einer gemeinschaftlichen Agentur eine Beobachtung von Beobachtungen von Beziehungen. Das heisst: Es ist immer selektiv verarbeitet, immer schon durch andere vorgesagt und vorgedacht, und nichts, worin wir uns ausdrücken und worüber wir nachdenken, hätte nicht mit einem jeweils anderen auch zu tun.

Beziehungen entscheiden über die Qualität des Lebens. Da man sie gestalten kann, muß man auch über sie sprechen. Um sich über Beziehungserfahrungen verständigen zu können, braucht man für sie gültige Begriffe. Wie begreifen wir also den Begriff der Beziehung? Denn Beziehungen sind nicht so real, wie wir gerne meinen oder möchten Beziehungen sind eben nicht real, sondern sind Beobachtungen und Erfahrungen unseres Verhältnisses zu anderen. Sie sind Beobachtungen der Verhältnisse zwischen Menschen in den verschiedenen Lebenszusammenhängen und Umwelten, in Partnerschaften, Arbeitswelten, in Erziehungswelten oder in x-beliebigen anderen Lebenszusammenhängen.

Beziehungen sind also die Art, wie wir andere betrachten und wie wir beobachten, dass uns andere betrachten. Beziehungen sind die Vorstellungen von Bedeutungen, die soziale Umwelten für uns haben, und von denen wir meinen, daß wir solche für unsere Umwelten sind. In diesem Sinne sind Beziehungen also Zusammenhänge, die wir föhlsam wahrnehmen, um über uns und über andere emotionale Ortsangaben zu machen. Um uns klar zu werden, wo wir stehen bzw. wer wir dadurch sind, daß wir einen bestimmten – uns zugewiesenen oder uns erarbeiteten - Standort haben, müssen wir die Distanz oder Nähe sowie auch das mögliche Machtgefälle zu anderen oder zu dem, wodurch andere sich uns repräsentieren, absehen und abmessen können. Das gibt uns Verhaltenssicherheit gegenüber allem, was unsere Situation bestimmt.

Wer bin ich im Vergleich zu dir – und wer bin ich im Verhältnis zu dir? Wer bist du im Vergleich zu mir - und wer bist du im Verhältnis zu mir? Solche Fragestellungen brauchen wir, um uns örtlich definieren zu können, und um zu wissen, wo wir stehen und wo wir bleiben können. Denn nur wenn wir wissen, wo wir bleiben können, sind wir in der Lage, uns zu bewegen. Das ist das Paradoxon von Beziehungen, dass Beziehungen immer auf Bleiben ausgerichtet sind, Bleiben suchen und doch nur in der Bewegung Bestand gewinnen. Überall dort, wo wir meinen, Beziehungen festnageln zu müssen, Verhältnisse zementieren, ordnen, regeln, zu müssen – überall dort sind die eigentlichen Beziehungen bedroht.

Wir brauchen die Beziehungen, um halbwegs bleibende und verlässliche Verhältnisse für uns zu schaffen, weil wir uns orientieren möchten. Dabei rechnen wir auch mit den Kosten von emotionalen Investitionen. Auch wenn wir zwischen Kosten und Nutzen keine ökonomische Rechnung aufstellen, so kann uns doch bisweilen der hohe Aufwand, den wir für unsichere Nutzenziele aufbringen, in ziemlichen Stress bringen. Die Währung, in der wir kalkulieren oder auch “zahlen” ist die nach außen gerichtete bzw. auf andere gerichtete Aufmerksamkeit. Diese ist insoferne begrenzt, als man sie auch für sich selbst verbraucht. Vergibt man zuviel davon für andere oder anderes, dann bleibt für einen selbst weniger davon. Natürlich ist eine

solche Beschreibung der Kosten-Nutzen-Relation in zwischenmenschlichen Beziehungen nur eine Hilfskonstruktion. Natürlich funktionieren Beziehungen nicht nach den Regeln der Ökonomie. Aber sie haben wesentlich zu tun mit den Begrenzungen von Möglichkeiten, Fähigkeiten und Bereitschaften zu geben und zu nehmen. Es scheint sogar so zu sein, daß im Falle von Beziehungen unsere Rechenbeispiele in der Regel nicht aufgehen. Denn, das weiß man ja schon, hier gilt: Wer gibt, bekommt. Und wer an sich hält, der verarmt.

Weil Beziehungen instabil, zugleich aber auch die Grundlagen unseres Handelns und unserer Entscheidungen sind, entwickeln wir Muster von Beziehungsordnungen, um Ziele entwerfen zu können, Wegstrecken abmessen und kalkulieren können. Solche Muster sind wahrscheinlich der Ausgangspunkt der Entstehung gesellschaftlichen Pathologien oder Pathologien der Kommunikation.

Ein erstes solches Muster sind die Beziehungsrituale. Wir merken in den eigenen Lebens- und Arbeits- und Bildungszusammenhängen, dass wir unsere Beziehungen regeln wollen, durch das Einführen von Ritualen, weil darin Erwartung und Rolle geregelt, Nutzen und Kosten gewissermaßen verallgemeinert und vorberechnet sind. Diese Rituale sind auf der einen Seite notwendig, weil sie uns helfen, die soziale und geistige Komplexität von Beziehungen zu bewältigen und beschleunigen. Auf der anderen Seite sind sie aber auch der Grund oftmaligen Verlusts an Authentizität und Spontaneität in Beziehungen. Beziehungen sind Arbeit an sich und mit dem anderen, sie verlangen die Auseinandersetzung mit sich und dem anderen und brauchen deshalb auch, was in dem Begriff enthalten ist: Zeit.

Stellen sie sich vor, wir stünden beide in der ägyptischen Wüste vor einer Pyramide, links und rechts. Wir wissen ja nur, dass wir vor einer Pyramide stehen, weil wir uns als Teile der Menschheit längst schon darüber klar geworden sind und auch schon ein Sprachbild dafür gefunden haben. Stellen wir uns vor, dass wir dieses Sprachbild noch nicht haben, weil wir die Erfahrung noch nicht gemacht haben, und wir stünden dann vor einer Pyramide, dann könnten Sie zu mir nur sagen: Was ich sehe, sind zwei aneinander gelehnte, nach oben spitz gemauerte Wände, und das selbe könnte ich sagen. Damit wir darüber reden können, worum es sich denn eigentlich handelt, was uns verbindet, das müsste uns dazu bringen, zunächst einmal miteinander in eine soziale Rufweite zu kommen. Der Wunsch oder die Notwendigkeit uns über diese möglicherweise gleiche Erfahrung auszutauschen, müsste uns dazu bringen, jenes Vertrauen herzustellen, das es uns ermöglicht, die Information des anderen zu glauben ohne sie prüfen zu können. Denn, müsste ich sie prüfen, damit ich sie glauben kann, im Sinne des Wissens, dann müsste ich um die Pyramide herumgehen und mir selbst ein Erfahrungsbild schaffen. Das kostet allerdings zeit und eigene Initiativen. Das ist bei einer Pyramide nicht so schwer. Wenn wir die Pyramide aber als Modell für verschiedene Themen nehmen, die weniger gegenständlich sind, Probleme, die wir alleine nicht zusammenreimen können, dann bleibt uns keine andere Chance - weil wir eine Ortsbestimmung machen wollen - als uns auf den anderen zu beziehen und auf der Basis seiner Informationen uns Reime und Bedeutungen konstruieren.. Und sich auf den anderen beziehen, braucht Zeit. Im Begriff Beziehung steckt "Zeit". Dabei ist nicht nur quantitative Zeit gemeint. (Dieses Maß der Bemessung ist nur eine Illusion, wir meinen nur, etwas bemeßbar machen zu können, weil wir Zeit auch gebrauchbar machen und verbrauchen wollen zu unserem Nutzen). Es gibt aber auch die qualitative Seite der Zeit: Zeit als das Flussbett der Werte der Begegnung der Menschen oder von Menschen und Themen, die nichts mit Minuten und Stunden, Tagen und Jahren zu tun hat, sondern die mit dem Augenblick zu tun hat, der keine Zeit verbraucht – und doch die meiste Zeit braucht im Sinne der Beziehung, die er herstellt.

Diese Form eine qualitativen, emphatischen Wahrnehmung bräuchten wir, damit wir – ich bin zurück bei dem Bild der Pyramide, vor der wir stehen - überhaupt den Willen entwickeln und bereit sind, darüber zu reden, was uns durch den gemeinsamen Faktor unserer Situation (beide stehen wir vor einem Gebilde, dessen Aussagewert wir ohne die Perspektive des andern nicht entdecken können) verbindet. Wir brauchen Motivation. Wenn die Motivation und der Erkenntniswille nicht da sind, ist jede Information sinnlos. Sie macht erst einen Wert und wird erst nützlich und relevant, wenn wir Ziele und Erkenntnisziele haben. Erst wenn wir das ausgetauscht haben, den Vertrauensraster hergestellt haben, in dem wir - die Zeit einholend - uns über das unterhalten, wovon wir stehen, erst dann sind wir in der Lage, durch Frage und Gegenfrage, durch gemeinsames Recherchieren, was das ist, wovon wir da stehen, die mögliche uns gemeinsame Bedeutung des aus unterschiedlichen Perspektiven Erfahrenen zu entdecken und zu begreifen.

Dieser schwierig zu erarbeitende Handlungsplan, dieses gemeinsame interpretative Vorgehen, das ist ein schwieriger Kommunikationsvorgang, den wir auch gerne abkürzen, in dem wir die Technik der Kommunikation verwenden und auf die Umständlichkeiten der Kommunikation verzichten. Das eigentliche, was die Kommunikation oder den Austausch umständlich macht, die Definitionen: Wo stehen wir? Wie stehen wir zueinander? Was wollen wir miteinander? Was bedeutet es, dass wir darüber sprechen? - das sind Ortsbestimmungen der Zeit und der Beziehungen, des Raumes, in dem wir uns bewegen, Wertbestimmungen darüber, was wir damit anfangen, was wir als Erkenntnis zu gewinnen vermuten. Kommunikation ist nur dann wertvoll gewesen, wenn mindestens drei Kriterien erfüllt worden sind: Erkenntnisgewinn kommt nur durch Spruch und Widerspruch. Ich kann meine Wahrnehmung der Wirklichkeit dem anderen nur als Botschaft und Bericht meiner Wahrnehmung übergeben, nicht als Wirklichkeit selbst. Erst wenn das gelungen ist, ist ein zweites Kriterium wichtig: der Identitätsgewinn. Es ist wichtig für den Aufbau von Kommunikation mit Beziehungsqualität, wenn durch Spruch und Widerspruch dem anderen ermöglicht wurde und mir ermöglicht wurde, am Ende besser zu wissen, wer man eigentlich ist. Jede Kommunikation über eine (irgendeine) Sache, hat mit mir und mit der Bestimmung meiner selbst zu tun. Sie stellt mich vor die Frage: Wer ist der andere zu mir und mir und wer ist der andere in mir. In der Begegnung mit dem anderen erfahre ich, wer ich bin. Das ist ein interaktives Konzept von Identität, das nichts mit dem Identitätskonzept gemein hat, nach dem a sich möglichst nichts von dem unterscheiden soll, wie es immer schon war. Gerade im Hinblick auf Beziehungsschwierigkeiten und -krisen, denen wir auf allen Ebenen unseres Lebens begegnen, ist es notwendig, zu wählen, zwischen dem, was eine Beziehung ausmacht und was nicht. Da meine ich, wäre es notwendig, eine klare Entscheidung zu treffen: Das fremde ist, indem ich als fremd erkenne, immer ein Teil von mir, mit dem ich in Widerspruch oder auf Distanz und abgegrenzt lebe. Es ist ein Teil von mir, und macht mir Schwierigkeiten, weil es ein Teil von mir ist, sonst würde es mir nicht die Schwierigkeit der Begegnung machen. Weil das so ist, sollten wir bewußter wahrnehmen, dass der andere, das Ungewohnte eine notwendige Ergänzung ist. Es wendet meine Not der Erkenntnis und die Ratlosigkeit meiner Erkenntnis. Es ist eine notwendige Ergänzung, die wir brauchen, damit wir die Wirklichkeit konstruieren können. – Was ja die Kommunikation ausmacht.

Ein drittes Kriterium ist der Vertrauensgewinn. Wir leben in einer Gesellschaft, die uns dazu verleitet, uns in vielen Äusserungen und Lebenszusammenhängen untreu zu werden. Wir spüren, dass uns in allen Wahrnehmungen, besonders, was wir von “draussen” aus der medieninszenierten Umwelt wahrnehmen, so viele Modelle des Seins begegnen, dass wir in der Not der Fülle auf bekannte und erprobte Zusammenhänge zurückgreifen. Dann denken wir nicht mehr nach darüber, sondern glauben, sie gleich so verwenden zu können. Hat sich ein solches Abkürzungsverfahren einmal bewährt, dann verführt uns dies zur intuitiven Wiederholung. In

solchen kann man leicht hängen bleiben und man wird zum Opfer (Täter) von Wiederholungszwängen. Wenn man aber Erfahrungen aus einem Lebensbereich in einen anderen überträgt und dort die selben Methoden der Bewältigung, anwendet, die man in anderen Konstellationen kennen gelernt hat, dann wiederholt man nicht nur die Methode, sondern auch die Probleme. Man überträgt Perspektiven von einem Thema auf ein anderes, von einem Lebensbereich auf einen anderen. Das gibt nicht die Chance einer kreativen Lebensbewältigung und –gestaltung. Es zwingt einen immer mehr, eigene Erfolge zu wiederholen. Deshalb ist es so notwendig, in widersprüchliche Kommunikationen einzutreten und sie zu suchen, weil diese die Widersprüchlichkeit von Situationen besser einfangen. Es gilt also, widersprüchliche Kommunikationen zu suchen, um das andere zu sehen und zu erfahren, und um mir auf der Basis der Begegnung mit dem anderen die Möglichkeit einzuräumen die Entscheidung zu treffen, mit der ich mir treu bleiben kann.

Auch das steckt im Begriff “Vertrauen“. In Vertrauensverhältnissen gibt man einander die Chance, sich treu zu bleiben. In diesem Sinne sind Vertrauensbeziehungen Beziehungen mit der größten Offenheit und mit dem größten Potential an persönlicher Eigenheit. Beziehungen, in denen man sich untreu wird oder in denen man meint sich verstellen zu müssen, sind falsche Beziehungen, sind kranke Beziehungen. Gesunde Beziehungen sind solche, in denen man sich nicht schuldig weiß dadurch, dass man anders ist oder denkt als man möglicherweise erwarten mag, in denen man sich und dem anderen die Chance einräumt, sich treu zu bleiben.

Daraus ließe sich ein umfassendes Verständnis von sozialer und kommunikativer Kompetenz ableiten: sie wäre in diesem Zusammenhang die Bereitschaft, die Fähigkeit und die Zuständigkeit, einem Gesprächspartner, dem Anderen und vor allem dem Fremden jene Bedingungen der Aufmerksamkeit einzuräumen, die er braucht, um sich verständlich machen zu können. Das ist die Kompetenz der Kommunikation. Nicht, dass ich dem andern ein X für ein U vormachen kann und er es nicht merkt – und sich vielleicht sogar belohnt fühlt, dass ich ihm eine schöne Rede halte. Ich denke, das ist unter den Bedingungen, unter denen wir heute leben, besonders wichtig. Die Bedingungen sind davon gekennzeichnet, dass wir uns alle ein höheres Maß an Subjektivität und Individualität zugestehen wollen. Wir wollen uns freispielen von den Ordnungsritualen, in denen Beziehungen durch Institutionen geregelt und kontrolliert werden. Wollen uns freispielen, um uns selber besser zu erkennen und zu erfahren. Das geht aber nur, wenn wir uns auch besser zu erkennen geben. In den noch immer von institutionalisierten Hierarchien geprägten Umgangsformen fällt uns das nicht immer so leicht. Es braucht dazu auch etwas Emanzipationswille.

Ich will das mit einem Beispiel verdeutlichen: Wenn ich Ihr Geographielehrer wäre und ich hätte am letzten Samstag gesagt: Ich werde am Montag prüfen. Der Stoff heißt Mittelamerika. Nun ist Montag, Geographiestunde. Ich rufe Sie heraus und frage also: “Wo ist Mexiko?” Dann kann es sein, daß Sie verschreckt aufspringen, Schweißausbrüche bekommen, halb in die Hose machen und sich auf dem Weg zur Landkarte noch ein sagen lassen, wo Sie Mexiko finden könnten Das alles habe ich in meiner Frage “Wo ist Mexiko” nicht verlangt! Ich habe eine simple Sachfrage gestellt, aber reagiert hätten Sie in diesem Fall auf der Beziehungs- bzw. Appellebene. So, dass meine Sachfrage für Sie eine Bedrohung gewesen sein muß. Das macht deutlich, dass die Bedeutung von Botschaften vom Empfänger und seiner Auffassung von der sozialen Situation, in der die Frage gestellt wurde, entschieden wird und nicht vom Sender. Obwohl auch der dazu beitragen kann, solche Verständigungsverhältnisse herzustellen oder sie durch Verschweigen von sozialen Orientierungen schwierig zu machen.

Wenn ich Ihnen dieselbe Frage “Wo ist Mexiko?” auf der Strasse stellen würde, würden Sie vermutlich sagen “Schauen Sie doch selber nach im Atlas!” oder “Erkundigen Sie sich bei Ihrem Lehrer!” Das heißt: Würde ich als Lehrer einen Schüler fragen “Wo ist Mexiko?”, dann wäre die Treue des Schülers zu sich selbst doch dadurch ausgedrückt, indem er antwortete: “Herr Lehrer, wenn Sie das wissen wollen, schauen Sie doch im Atlas nach!” Diese Frage “Wo ist Mexiko?” so zu stellen, ist nur möglich, weil wir ein institutionelles Ritual dieser Beziehung haben, das nicht aufgelöst werden kann. Der Lehrer darf eine Sachfrage stellen, und muß sie, seine Rolle und seine Absicht dabei nicht begründen. Er ist legitimiert durch die Funktion in einem System und durch die eingespielten Rituale.

Selbstverständlich gibt es Ordnungen vor den Beziehungen, die wir eingehen. Selbstverständlich brauchen wir Ordnungen für die Gestaltung unserer Beziehungen, damit wir nicht in allen Lebens- und Handlungszusammenhängen bei Adam und Eva beginnen müssen und alle Ordnungen dieser Welt von vorne aufrollen müssen. Aber: Ordnungen, Traditionen und Verhältnisse, die nicht reflektiert werden, die einfach genutzt werden, weil und wie sie da sind, solche Ordnungen verselbständigen sich, behindern die Kommunikation und verhindern potentiell Authentizität und Spontaneität der persönlichen Darstellung. Wo Mexiko nun wirklich liegt, interessiert den Schüler nicht (mehr) intrinsisch, also der Sache und des Wertes des Wissens von der Sache wegen. Es ist nur interessant, weil er den Lehrer nicht enttäuschen oder weil er selbst nicht negative Sanktionen auf sich ziehen möchte.

Dieses Beispiel steht für viele Verhältnisse. Dort wo die Beziehungskontrollen am ausgeprägtesten sind, dort entstehen potentiell auch die schärfsten und bleibendsten Beziehungspathologien. Sie sind dort am häufigsten, wo das Gemeinschaftsverhalten moralisch normiert ist. Die familialen Neurosen, die ekklesiogenen Neurosen, berufliche Profilierungsneurosen – jene Zwangseinstellungen, die in Verbindung mit entsprechenden Konstellationen zu unfreien Handlungsabläufen führen, sind sprechende Beispiele für diesen Beobachtungszusammenhang. Überall, wo sich solche Ordnungen verselbständigen und Kommunikationen der Verselbständigung solcher Ordnung dienen, dort braucht es therapeutische Hilfe von aussen, um in ihnen den Ordnungssinn wiedererkennen und diesem gegenüber frei und individuell handeln zu können.

Beziehungen entwickeln sich durch Kommunikation und sie ermöglichen erst Kommunikation. Daher ist es notwendig, Beziehungen zu reflektieren, sich nicht ihnen zu ergeben, sondern sie bewußt und mit dem Wissen um ihren Wert zu gestalten. Je persönlicher man in Beziehungen involviert ist, umso wichtiger ist dieses Prinzip der Selbstreflexivität. Dazu zähle ich in erster Linie Partnerschaften. Gerade in ihnen ist es notwendig, sich ausreichend Platz zu schaffen, um sich und seinen Partner auch aus anderen Perspektiven und mit den Augen anderer sehen zu können. Man braucht Raum für das, was man Metakommunikation nennt, also für das Gespräch darüber, wie man miteinander redet und wie man miteinander umgeht oder umgehen möchte. Diese Krisenfähigkeit ist ein wichtiges Gestaltungsprinzip, insbesondere für Beziehungen unter den Bedingungen unserer Gesellschaft geworden. Wo es in Beziehungen schwierig geworden ist, über eigene Wünsche des Umgangs miteinander zu sprechen, weil man damit die Beziehung zu bedrohen fürchtet, überall dort ist es wichtig, auch Ausstiegsplätze aus der in den üblichen Rollen verlaufenden Kommunikation zu vereinbaren. Das ist wichtig, um Beziehungen auch von aussen betrachten zu können, um neue Verhältnisse und Perspektiven zu schaffen und neue Handlungswege zu eröffnen.

In den Beziehungen realisieren wir unsere Vorstellungen eines geglückten Lebens, erfahren wir Akzeptanz, Erfolg, Mächtigkeit, Verstehen, Zugehörigkeit, Freiraum und Selbstbestimmung. Beziehungen sind Gestaltungsmöglichkeiten menschlichen Glücks. Aber in den Bezie-

hungen machen wir auch die Erfahrungen der problematischen und glücklosen Seiten des Lebens. Das sind relationale Erfahrungen: Erfahrungen in Beziehungen und im Muster von Beziehungen. Daher ist es wichtig, unsere Beziehungsarbeit bewußter zu gestalten. Nicht nur, um unser Glück auszuhalten, sondern auch, um rechtzeitig dafür zu sorgen, ausreichend Handlungspotential zu haben für Krisensituationen, die kommen werden - und die notwendig sind. Beziehungen ohne Krisen sind vielleicht gar keine guten Beziehungen. Denn Krisen sind die dauernde Herausforderung der Veränderung. Es ist das Eigentümliche von Beziehungen, sich zu verändern. Wer ständig zurückgreifen möchte auf alte Beziehungen und alte Methoden, der macht vermutlich einen Übertragungsfehler von der einen Situation auf die andere. Wer auf diese Umständlichkeit der Kommunikation verzichtet, trägt selber dazu bei, Beziehungen krank zu machen. Beziehungen thematisieren den Unterschied und machen auf das Fragmentarische des Einzelnen aufmerksam. Vielleicht müssen wir im Zusammenhang unserer Reflexion über Beziehungen auch einmal fragen: Wie reden wir, wenn wir über Kommunikation sprechen. Der Wert von Kommunikation ist es, die Unterschiede der verschiedenen Seiten und Sichtweisen zu entdecken, nicht nur das Gleiche oder Vergleichbare an ihnen. Der Wert von Kommunikation ist genauso erreicht, wenn wir auf Unterschiede kommen, wie wenn wir Gemeinsames entdecken.

Verständigung nur über das Gemeinsame ist nur die halbe Verständigung. Die schwierigere Verständigung ist die über das, was uns unterscheidet und worin solche Unterschiede des Sehens bestehen. Es ist wichtig darüber zu reden. Denn durch das Reden über Unterschiede bleiben wir im Gespräch. Wo wir das Gemeinsame suchen und zufrieden sind, daß wir es gefunden haben, neigen wir dazu, das Gespräch zu beenden oder es abubrechen. Wenn zwei einer Meinung sind, hat Churchill gesagt, ist einer schon zu viel. Das Gespräch, das den Widerspruch zu einem konstitutiven Teil der Kommunikation macht, ist dann gelungen, wenn der eine den Widerspruch des andern in sich entdeckt. Die Sichten, für die wir uns entscheiden, sind ausgewählte Sichten aus dem vielschichtigen Potential unserer Möglichkeiten der Wahrnehmungen. Wir sollen es daher nicht als Katastrophe betrachten, wenn wir im Gespräch Widersprüche entdecken und wenn wir in uns Widersprüche entdecken. Dass wir das so schlecht können, hat vermutlich mit den Herrschaftsverhältnissen unserer Gesellschaft zu tun, in denen wir uns leichter einordnen, wenn wir nur ein - und möglichst eine der Allgemeinheit angeschlossene - Meinung haben, und jeder sich darauf verlassen kann und sich nicht umstellen muss.

Der Wert von Kommunikation aber heißt Einstellungen umzustellen. In einem Gespräch, in dem wir nicht bereit waren, Einstellungen umzustellen, hat nicht wirklich Kommunikation stattgefunden sondern bestenfalls ein Austausch von Informationen. Damit ein Gespräch Kommunikation wird, braucht es diese auf Widerspruch und Konflikt orientierte Beziehung. Beziehungen sind also nicht nur Harmoniemuster, in denen man sich vom anderen akzeptiert und angenommen fühlt. Beziehungen sind Partnerschaftsmuster, in denen man erkennen kann, daß beide nur ein Teil, nur Fragmente eines möglichen und immer unberechenbaren Ganzen sind. Alles Denken, Handeln und Fühlen ist relational. Neben dem, was man denkt und fühlt und tut, gibt es die Ahnung, dass es etwas bedeutet, wie man etwas tut. Beziehungen, die schwierig sind, in denen aber die Möglichkeit der Subjektivität gegeben ist, sind weniger problematisch, als jene, die nach außen hin stimmig erscheinen, in denen aber die Menschen lernen mussten, auf sich selbst zu verzichten und sich selbst zu vergessen.

Die kritische Selbstwahrnehmung ist wichtig für die eigene Identitätsbestimmung: "Wer bin ich?" Die erste Unterscheidung für diesen lebenslangen Weg der Entscheidungen ist wohl: Wer mag mich, wer mag mich nicht? Die ersten Erfahrungen sind die Filter für die nächsten Unterscheidungen. Im Laufe des Lebens lernt der Mensch, auf seine Erfahrungen zurückzu-

greifen und sie im Moment und für den Moment nutzbar zu machen. So kann man die Geschichte der Unterscheidungen in Entscheidungen binden. Man kann Entscheidungen treffen, aber die individuelle Geschichte der Unterscheidungen greift immer Platz und mischt sich ein in den Moment. Daher sollten Eltern überlegen, welche Beziehungsumgebung sie ihren Kindern schaffen. Sind es repressive Kulturen oder emanzipatorische? Unter repressiven Beziehungskulturen meine ich Beziehungen, die gegenüber Kindern besitzergreifend sind. Diese Kinder werden schwer damit zu kämpfen haben, sich aus diesem Bewußtsein Eigentum anderer zu sein, befreien zu können. Der legitime Anspruch von Kindern gegenüber ihren Eltern ist es, dass sie eben nicht besessen werden können und nicht Teil des Besitzes von Eltern sind, sondern daß die Eltern-Kind-Beziehung nur der Rahmen sein kann, in dem ein neues, anderes, individuelles Leben ermöglicht werden sollte.

Daher sollten Eltern sich viel bewußter machen, dass ihre Rolle nicht lebensbestimmend sein kann für andere, sondern daß sie lediglich Verhältnisse herstellen, in den Kinder jenen geschützten Raum finden, den sie brauchen, um ihr Leben entwerfen zu können. In einem solchen Beziehungsklima lernen Kinder nicht nur mit Beziehungen zu ihrer Umwelt umzugehen, sie lernen auch die Beziehung zu sich selbst.

Als diese Form der Unterscheidung wird die einmal erarbeitete Beziehung zu sich selbst die Grundlage der Wahr-Nehmung anderen Menschen gegenüber. Sie ist der Ausgangspunkt des Verstehens anderer Menschen. Wenn dort Ängste miteingenistet worden sind, jemanden zu enttäuschen, Eltern zu enttäuschen, dann werden diese Angsthaltungen in andere, neue Beziehungszusammenhänge übernommen und tatsächlich auch so erlebt. Weil die Entscheidung über den Grad der Offenheit anderen Menschen und ungewohnten Situationen gegenüber so schwierig ist, brauchen wir Beziehungsspiele, in denen Selbst- und Fremdbilder laufend ausprobiert und verändert werden. Äußere Beziehungen und wie man sie wahrnimmt, sind der Ausdruck der selbst-referentiellen Beziehung, der Einstellung und des Verhältnisses zu sich selbst. Darin spielt die Fähigkeit zur Empathie, die ich für andere nur aufbringen kann, wenn ich mir selbst nahe genug bin, eine große Rolle. Umgekehrt ist es ein Kennzeichen von Selbstkompetenz, zu sich selbst auch in ausreichender Distanz zu stehen, um nicht Gefangener seiner Emotionen zu sein. Wenn wir nicht gelernt haben, zwischen sich und anderen zu unterscheiden, dann kann es schon vorkommen, daß wir z.B. Leiden, die wir selbst erfahren haben, leidenschaftlich - leiden-schaffend – an andere weitergeben. Bei Personen, die mit Autoritätsfunktion ausgestattet sind, kann sich diese Unfähigkeit zur Selbstkontrolle besonders problematisch auswirken. Es ist also für die Gestaltung der Beziehungshygiene eine der wichtigen Kompetenzen die der Selbstkontrolle bzw. der kritischen Analyse und Unterscheidung von persönlichen, intuitiven Beziehungswünschen und möglichen oder geforderten Rollen.

Wir müssen unter den gegebenen Bedingungen einer individualisierten und pluralisierten Gesellschaft akzeptieren, dass wir in unseren Beziehungen ständig irritiert werden. Wir müssen uns diese Irritation gefallen lassen als Herausforderung zur Transformation, als notwendige Veränderung der Verhältnisse, die wir deshalb brauchen, weil in den tradierten Verhältnissen so viele Dinge nicht funktionieren. – Wie auch in den neuen Verhältnissen nicht alles funktionieren wird. Aber das soll uns nicht dazu führen nichts verändern zu wollen.

Beziehungen sind die Möglichkeit etwas zu verändern. Nur wenn ich einem anderen mein Verhalten anders darstelle, hat er eine Chance, anders darauf zu reagieren. Ich bin der Souverän für die von mir selbst gewünschten Veränderungen. Wir brauchen eine dialogische Architektur von Identität. Unsere Persönlichkeiten sollen nicht nach dem Einheitsstil der Gesellschaft gebaut sein. Wir sollen den Mut haben zu anderen Statiken, zu anderen Grundrissen

und Dekorationen. Wir brauchen klare Ordnungen, aber wir müssen sie in Bewegung halten, sie ändern und ein wenig bunter machen. Aufgrund der gesellschaftlichen Verhältnisse müssen wir wahrscheinlich den Anspruch aufgeben, dass wir immer gleich sind und immer gleich ausschauen. In unterschiedlichen Erscheinungsformen trotzdem derselbe sein können und aus der persönlichen Mitte handeln kann das wäre ein persönlicher Ausgangspunkt für eine gesunde und bunte Beziehungskultur.

Das intelligente Leben geht Verbindungen ein, sucht Partnerschaften und Allianzen, weiß sich aber auch gebunden an sich selbst und seine Eigenständigkeit zu wahren. Die "gesunde Mitte" in Beziehungen, so sagt uns die Anthropologie, realisiert sich aus drei Elementen: Zufriedenheit, das Fehlen von Alternativen und die psychologische Investition. Die wichtigsten Beziehungen sind die, in denen man steht, nicht die, die man sich erträumt. Damit sie zufriedenstellend gestaltet werden können, bedarf es der persönlichen Aufmerksamkeit und der Investition von Zeichen, von Vertrauen, von Streit. Ein guter Streit gibt die Chance zu Klärung. Ein guter Streit braucht keine Waffen wie z.B. die Erniedrigung oder die Verachtung. Der Ausdruck einer echten Wut ist notwendig, um Verletzungen nicht zu eingekapselten Infektionen werden zu lassen. Beziehungen sind eben nicht Erfahrungen, die man in Kisten sammelt, um sie entweder wie Schätze zu sammeln und sich durch sie um so reicher zu fühlen, je mehr drin ist. Beziehungen sind aber auch nicht Erfahrungen, die man dann aus der Kiste holt, wenn man sie braucht. Beziehungen sind immer jetzt, sind nicht für morgen berechenbar oder gut für die Abrechnung gestriger Geschichten. Beziehungen sind gesund, wenn sie leben. Damit sie leben, muss man sie lebendig halten. Das schließt auch ein, dass sie sich verändern, Attitüden entfalten und wieder ablegen. So ist es auch gesund, Beziehungen sterben zu lassen, aber dazu zu sehen, dass sie sich gesund beenden lassen und nicht in langer Krankenpflege technisch oder künstlich "am Leben" gehalten werden. Wo allerdings – und das scheint nun doch die Regel des Alltags zu sein – Beziehungen mit Interessen vermischt werden, dort ist es mitunter unmöglich, den Beziehungen einen natürlichen Lebenszyklus zuzugestehen. Wo Geld oder Besitz, Ehrgeiz oder Geltungssucht, Rechtsansprüche oder Rache, Unselbständigkeit oder Machtphantasien eingemischt sind, dort können Beziehungen kein Eigenleben entwickeln, sie existieren mit der Dauer der Interessen. Es bleibt die Hoffnung, dass der Mensch lernt – am besten aus seinen Fehlern.